

Hochzeitsgebräuche bei Türken und Albanesen

Autor(en): [s.n.]

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst**

Band (Jahr): **4 (1914)**

Heft 45

PDF erstellt am: **20.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-643047>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

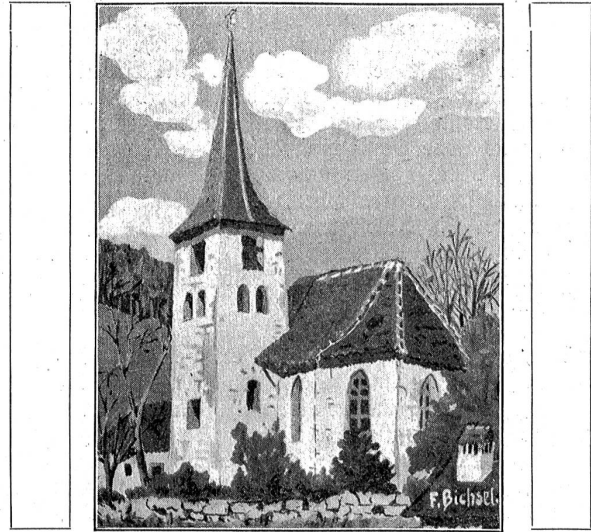
Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

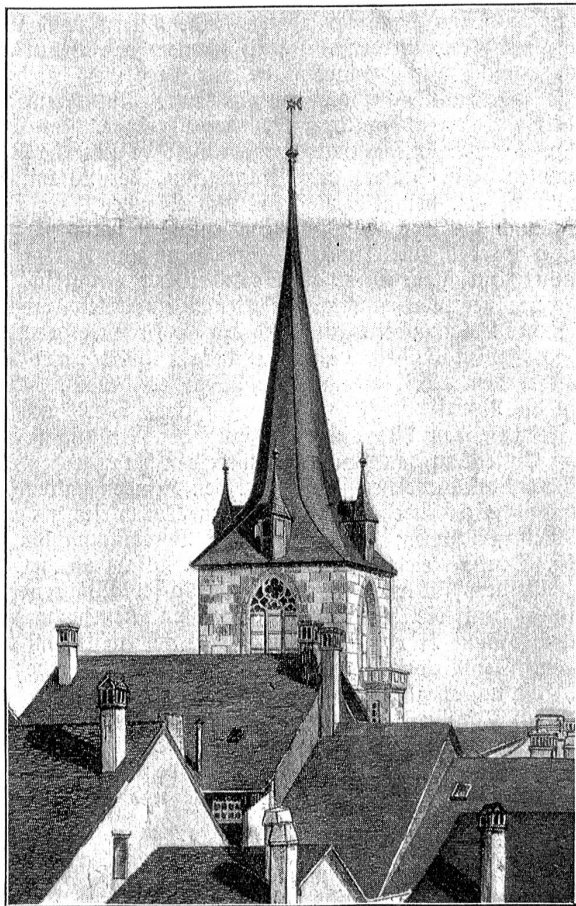
Vorlage, die recht sauber, aber so langweilig, so charakterlos war, sahen wir, und mühten uns, schöne, saubere Linien zu zeichnen. Ach, was war das für ein Unglück, wenn die Linie nicht ganz schnurgerade war, oder sich ein kleiner Knoten in ihrem quälend geraden Verlauf befand! Wie habe ich über den Zeichnungsunterricht meiner frühesten Jahre geseufzt und den Zeichnungslehrer als ein wahres Unglück meines Lebens betrachtet! Nicht immer war's so! Später wurde es gottlob besser, und als wir erst vor einem wirklichen Buchenzweig saßen und seine grüne Frische aufs Blatt bringen durften, wo man nicht mehr mäkelte, wenn nicht jede Linie bei jedem Schüler genau gleich in Größe und Dicke sein mußte, da erwachte langsam die Lust zum Zeichnen. Und heute haben sie's wahrhaftig gut! Dürfen sie da herausgehen und irgend einen kraftvoll trockigen Baum oder ein liebevoll gebautes Scheuerlein, eine himmeltragende Kirche zeichnen. Ja, wenn wir das früher so hätten tun können!

Es gab an der Landesausstellung eine Gelegenheit, die Zeichenfreudigkeit unserer Jugend zu bewundern. Das war in der Unterrichtsabteilung. Sie werden es sicher auch gesehen haben. Da war ein kleines Stübchen, das der Pestalozzikalender in Anspruch genommen hatte. An einer Wand — nichts als Zeichnungen, farbenfrohe Aquarelle, selbst Delbilder. Der Pestalozzikalender hat nämlich ein Preisauschreiben für gute Zeichnungen nach Natur erlassen, und seine zahlreiche, jugendliche Leserschaft hat sich mit einer

kaum geahnten Freude daran beteiligt. Was haben sie da nicht alles aufgestöbert! Manch bekannter und berühmter Winkel unseres Landes grüßte da von der Wand herab;



S. Bichsel, 16 Jahre. Kirche in Blumenstein.
Erhielt am Zeichenwettbewerb des Pestalozzikalenders einen I. Preis.



B. Ledermann, 19 Jahre. Kirche in Biel.
Erhielt am Zeichenwettbewerb des Pestalozzikalenders einen I. Preis.

doch daneben fand man wohl auch irgend ein verstecktes Scheuerlein, an dem der große Touristenstrom achtlos vorbei geht, das irgendwo zwischen Bäumen sein halb vergessenes Dasein fristet. Das Innere einer alten Bauernstube hatte ein anderer schön gefunden; einer zeichnete sogar mit wahrem Stolze die alte „Kunst“, die breitbeinig in der Stube steht. Der hat sicher Freude an seiner Väter Hausrat gefunden. Wie überhaupt die kleine Ausstellung den Eindruck machte, daß dieser Wettbewerb unsere Jugend angestoppt hatte, die Heimat genauer anzusehen, ihr altes, vertrautes Gesicht etwas genauer zu studieren. Und das scheint mir ja eine Haupterrungenschaft des neuen Zeichenbetriebes zu sein, daß man seine eigene Heimat noch mehr lieben lernt, daß man auch einsehen lernt, warum man sie liebhaben kann. Dies Zeichnen nach Natur, wie es die Wettbewerbe des Pestalozzikalenders einzig und allein zulassen, erzieht ohne viele Worte zu verlieren zur Heimatliebe.

Die andere Errungenschaft: Nun, man braucht ja nicht ein Künstler zu werden. Aber Zeichnenkönnen tut heute jedem gut. Welcher Handwerksmann käme ohne das aus? Man braucht im übrigen die Hoffnungen nicht zu überspannen. Zweifellos dürfen die jungen Zeichner nicht mit dem Künstler identifiziert werden. Dazu fehlt schließlich das, was erst den Künstler macht, in den meisten Fällen: das künstlerische Erlebnis. Aber wer das, was er selbst gesehen hat, so zeichnen kann und darf, wie unsere Jüngsten, der wird auch wissen, daß Kunst keine Täuscherei ist. So hoffen wir, daß auch die Wettbewerbe des Pestalozzikalenders neben den rein handwerklich erfreulichen Ergebnissen auch noch das Gute haben werden: die Künstler, die mit Recht heute über Mißverständnis klagen, werden vielleicht von den Jungen etwas besser verstanden, als es heute geschieht. Dem Kalender aber ein Kompliment! Frisches, junges Leben regt sich! Seine Wettbewerbe wecken es auf, lassen es zum Rechte kommen! Die hohe Auszeichnung, die er an der Ausstellung errungen hat, scheint mir gerade um seines Zeichenwettbewerbes willen wohl verdient. R.

Hochzeitsgebräuche bei Türken und Albanesen.

Ueber die Südslawen hat die Ethnologie ein ungeheures Material gesammelt, die türkische Folklore ist aber nur zum geringen Teil zugänglich gemacht worden. Zu den we-

nigen Arbeiten auf diesem Gebiete gehört ein vor fünfzehn Jahren in Amsterdam verlegtes Werk von D. Theophil Böbel über Hochzeitsgebräuche in der Türkei. Der Verfasser

— ein in Rumänien geborener Preuße, wie er in der Widmung bemerkt — stand im türkischen Staatsdienst, den er dann 1909 als Staatsminister und Direktor der osmanischen Zensur im Range eines Generals der Armee verlassen hat. Mit verschiedenen philologischen und ethnographischen Werken in deutscher und französischer Sprache hat sich Löbel um die Wissenschaft verdient gemacht. Die Arbeit über die Hochzeitsgebräuche ist aber deshalb besonders wertvoll, weil sie das Sacrosanctum des Familienlebens betrifft. Mehr als das, was Löbel von den Arabern, Beduinen, Aegyptern, Tscherkessen, Kurden usw. und von den bulgarischen, serbischen, walachischen, griechischen, armenischen, jüdischen Angehörigen des bisherigen osmanischen Reiches erzählt, interessieren in diesem Zeitpunkt seine Schilderungen über die Hochzeitsgebräuche der Türken selbst und über die der Albanesen.

Dem Abschluß der Ehe geht bei den Türken, wie Löbel ausführt, der komplizierte Prozeß der Werbung voraus. Erreicht ein junger Mohammedaner das Alter von 18 bis 22 Jahren, so setzt sich seine Mutter mit ihren Freundinnen oder Heiratsvermittlerinnen in Verbindung, die nun auf die Suche nach einer würdigen Braut gehen. Nach Prüfung der Information trifft der Familienrat seine engere Wahl. Während die Väter über das Finanzielle verhandeln, begibt sich die „Mädchen-Seherin“ in Begleitung zweier Frauen in das Haus jedes einzelnen in Betracht kommenden Mädchens. Im Harem warten schon die weiblichen Verwandten der Kandidatin. Nach einer Zeit, die mit Begrüßungszeremonien ausgefüllt ist, erscheint das festlich gekleidete Mädchen mit dem Kaffee. (Sie selbst muß ihn bei dieser Gelegenheit servieren, mag es auch noch so viele Dienerinnen im Hause geben.) Während man den Kaffee — absichtlich langsam — schlürft, wird das beschämt dastehende Mädchen von allen Seiten gemustert, man reizt sie sogar zum Lachen, um ihre Zähne in Augenschein nehmen zu können. Eine Konversation mit der „Mädchen-Seherin“ soll die Probe auf Bestand bilden. Dann zieht die unermüdete Kommission in das Haus der nächsten Kandidatin, so daß der Bräutigam sich beruhigt sagen kann, wenn er auch seine Braut vor der Hochzeit nicht unverkleidert sieht, eine Rabe im Sad kaufte er doch nicht. Die Brautleute dürfen vor der Hochzeit einander nicht sehen; in den letzten Jahrzehnten kommt es allerdings schon vor, daß die Vermittlerin ein, wenn auch sehr anspruchsloses, Stellbildein arrangiert: sie ermöglicht dem Bräutigam gegen gutes Trinkgeld die verkleidete Braut während ihres Spazierganges aus angemessener Entfernung zu sehen.

In festlicher Tracht erscheinen die Gäste bei der Hochzeit: die Frauen im Harem im Hause der Braut, die Männer im Selamit im Hause des Bräutigams. Die Mahlzeit krönt der Zerde-Bilaw, Reis mit Safran gekocht und mit Rosinen, Pistazien und Granatapfeln garniert. Poffenreißer, Gaukler, Sänger und Musikanten sorgen für Vergnügung. Die Hochzeitsfeierlichkeiten dauern gewöhnlich fünf Tage: von Montag bis Freitag. Am Montag findet das erste große Festessen statt. Den Dienstag widmet man der Schau- stellung und Besichtigung der Geschenke. Mittwoch wird die Braut feierlich ins Bad geführt, wo auch die Freundinnen, sowie auch die armen Frauen des Quartiers erscheinen. Bei einer vornehmen Hochzeit finden die armen Frauen beim Verlassen des Badezimmers neue Kleider an Stelle der abgelegten, gewöhnlich auch Bargeld. Am Donnerstag begibt sich die Braut mit großem Gefolge in das Haus ihres künftigen Gebieters; die Nacht von Donnerstag auf Freitag gilt nämlich mit Rücksicht auf die Empfängnis des Propheten als die günstigste Hochzeitsnacht; nur Witwen und Geschiedene heiraten am Montag. Im Hause des Bräutigams wird nun die Trauungszeremonie unter Assistenz des Imams durchgeführt. Nach Schluß der offiziellen Festlichkeiten und des Abendgebetes und nachdem er seinen Eltern die Hand geküßt hat, schleicht sich der Bräutigam verstoßen in das

Brautgemach. Zuerst fragt er das Mädchen, das in Gesellschaft einer alten Matrone ist, nach ihrem Namen. Dann bittet er, den Schleier abnehmen zu dürfen; obgleich sie verschämt schweigt, nimmt er ihr ihn ab, worauf sie ihm rasch die Hand küßt. Die Matrone, die inzwischen das Hochzeitsessen zurecht gemacht hat, entfernt sich . . . Mit großen Mahlzeiten schließt das Hochzeitsfest am Freitag.

Bei den christlichen Albanesen werden die Kinder provisorisch schon im Säuglingsalter verlobt; ja sogar über den nasciturus im Mutterleib wird unter dem Vorbehalt, daß das Geschlecht entsprechend sein wird, schon verfügt. Im heiratsfähigen Alter, den Mädchen im zwölften, den Knaben im achtzehnten Lebensjahre wird dann die Verlobung den Beteiligten mitgeteilt. Eine Mitgift gibt es nicht. Der Bräutigam kauft wahrhaftig eine nackte Braut, denn sie bekommt nicht einmal ihre eigenen Kleider in die Ehe. Am Samstag vor der Hochzeit schickt ihr der Bräutigam ihre Ausstattung und ihr Brautkleid nebst einem mit Goldstücken gefüllten Fez und den Kaufpreis, der aus Lebensmitteln, Haustieren und einer geringen Summe Bargeld besteht.

Auch bei den Albanesen beginnen die Hochzeitsfeierlichkeiten am Montag; „Mehlmontag“ heißt dieser Montag, da an diesem Tage der zum Hochzeitsbrote nötige Weizen unter Gefängen und Gewehrsalven der Freunde des Bräutigams zur Mühle geführt wird. Der Donnerstag ist der „Holztag“, denn an diesem Tage holen die Weiber Holz in das Haus des Bräutigams zum Baden des Hochzeitschmauses. Eine Jungfrau, deren beide Eltern noch leben, legt zuerst Hand an den Teig; sie schmirt den Bräutigam, dann alle übrigen Hochzeitsgäste mit dem Teig auch an, wofür sie überall Geldmünzen einheimst. Am Freitag ist Ruhetag. Der Samstag bringt wieder Ehelage. Am Sonntag zieht der Bräutigam mit großem Gefolge aus, die Braut abzuholen. Ein Freund des Bräutigams, der Wlam, tritt zur Braut ein, bringt ihr Gürtel und Schuhe, küßt sie auf den Mund, worauf die Braut ihm die Hand küßt. Darauf zieht er ihr den Gürtel und die Schuhe an und kehrt zu den Männern zurück, denen er die Schönheit der Braut schildert. Diese beendet indessen ihre Toilette. Wenn alles bereit ist, stiehlt der Wlam zwei Löffel, und andere Freunde des Bräutigams stehlen Laffen, Gläser u. dergl.; später wird alles zurückgegeben. Mit einem roten Schleier bedeckt, besteigt dann die Braut das für sie bereitgehaltene Pferd und tritt im Festzuge den Weg in das Haus des Bräutigams an. Beim Eintritt in das Haus hält man den Brautleuten einen Reif vor, durch welchen sie, sich an den Händen haltend, zusammen durchfriesen. Während des Durchfriesens wird der Reif zerbrochen; dies symbolisiert Vereinigung bis zum Tode. Den Schleier der Braut hebt der Wlam ab, gewöhnlich mit dem silbernen Griff einer Waffe. Während des Mahles steht die Braut mit gekreuzten Armen und gesenktem Haupt in einer Ecke und darf sich nicht vom Fleck rühren. Der Bräutigam sitzt zwar bei Tisch, doch ebenfalls still, fast unbeweglich.

Den Tanz eröffnet der Bräutigam, der mit den Männern einen Reigen führt, während die Braut im Frauenreigen tanzt. Plötzlich stürzt sich aber der Bräutigam auf die Braut, reißt sie aus ihrem Kreise und tanzt mit ihr allein, wobei die Gäste singen:

Der Rabe raubte eine Rebhenne.

Was will er mit dieser Rebhenne?

Er will mit ihr spielen und scherzen,

Er will mit ihr das Leben verbringen.

Bei den mohammedanischen Albanesen geht es im allgemeinen ähnlich zu, wie bei den christlichen, wenn auch die Braut ihre Rolle distreter spielen muß. Ein gewisser Einfluß der mohammedanischen Gebräuche ist bei den christlichen Albanesen nicht verkennbar. Ja selbst über das Volksleben der südslawischen Stämme ist trotz ihrer konservativen Fähigkeit die jahrhundertlange Herrschaft des Halbmondes nicht spurlos vorübergegangen.